

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1992)
Heft: 5

Buchbesprechung: Rezension

Autor: Wanner, Kurt / Vincenz, Claudio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezension



Paul Juon

Streichquartett Nr. 2 a-Moll op. 29

Otto Barblan

Streichquartett D-Dur op. 16

Euler Quartett

Mariann Häberli, 1. Violine

Gerd-Uwe Klein, 2. Violine

Daniel Corti, Viola

David Lauri, Violoncello

cantando 9106

Kammermusik von Bündner Komponisten. Dies ist an sich schon eher etwas Aussergewöhnliches, sozusagen die exklusive Angelegenheit von ein paar Kennern. Aber wenn dann diese Kammermusik sogar auf einer Compact Disc in einer hervorragenden Interpretation dargeboten wird, dann darf man ohne weiteres von einer musikalischen Rarität sprechen.

Anfangs dieses Jahres publizierte das bis anhin kaum bekannte Basler Plattenlabel «cantando» eine CD, auf welcher zwei Streichquartette zu hören sind, denen man im Konzertsaal normalerweise kaum begegnet. Auch wenn die beiden Werke – sie stammen von Paul Juon und Otto Barblan – in der Kammermusik im spätrömantischen Kreis um Johannes Brahms verwurzelt sind, und bezüglich ihrer Entstehung nur knappe vier Jahre auseinanderliegen, so handelt es sich um zwei Kompositionen, die ebenso verschieden sind wie deren Schöpfer.

Die Renaissance eines Russland-Bündners

1989 kam anlässlich der Zürcher Junifestwochen und der Internationalen Musikfestwochen in Luzern ein ursprünglich aus Masein stammender und in Russland geborener Komponist zu Ehren: Paul Juon (1872–1940). Bereits dessen Grossvater war als Zuckerbäcker nach Russland ausgewandert. Paul «Pawel» Juon studierte, gleichzeitig mit Sergej Rachmaninow, am Moskauer Konservatorium, bevor er sich 1894 an der Königlichen Akademischen Hochschule für Musik in Berlin weiterbildete. Zwar kehrte er, mit dem Felix-Mendelssohn-Preis ausgezeichnet, nochmals nach Moskau zurück und unterrichtete später am Konservatorium von Baku. Aber von 1896 bis 1934 lebte er wiederum in Berlin, wo er 1911 zum Professor für Kompositionslehre

ernannt wurde, musiktheoretische Schriften verfasste und einen wichtigen Platz in der damaligen Musikszene einnahm. Die letzten Lebensjahre verbrachte er, der auch als «russischer Brahms» bezeichnet wurde, in Vevey. «Der stilistisch nur schwer einzuordnende Paul Juon muss aus heutiger Sicht als verspäteter Spätromantiker bündnerisch-russischer Herkunft mit anachronistischen und pionierhaften Zügen bezeichnet werden. Anhand seines umfangreichen Lebenswerks, das ganze 99 Kompositionen mit Opuszahlen umfasst, lässt er sich in die gleiche Masse der von seinen Vorbildern Brahms und Tschaikowsky geprägten Spätromantik mit russischem und nordischem Kolorit wie der fortschrittlichen Neuen Musik zuweisen.» (Walter Labhart).

Das 2. Streichquartett stammt aus Juons Berliner Zeit und erschien 1904 im Druck. Sowohl skandinavische wie auch slawische Einflüsse, ausgehend vom nationalrussischen Klangbild im Umfeld Tschaikowskys, sind darin spürbar.

Von ihm stammt die Calvenmusik

Am 22. März 1860 wurde in S-chanf jener Musiker geboren, den Cherbuliez als «den bedeutendsten Komponisten und Organisten, den die rätorische Erde bis jetzt hervorgebracht hat», bezeichnet: Otto Barblan. Seine erste musikalische Ausbildung erhielt der junge Engadiner am Bündner Lehrerseminar. Später studierte er am Stuttgarter Konservatorium, worauf er als 25jähriger eine Anstellung als Musiklehrer an der Kantonsschule in Chur fand. Hier führte er u.a. im Mai 1886 Mozarts Requiem auf. 1887 bewarb er sich mit Erfolg um die Organistenstelle an der Genfer Kathedrale und lebte von nun an bis an sein Lebensende im Dezember 1943 in der Rhonestadt. Dort arbeitete Barblan aber nicht nur als hochgeschätzter Organist, er unterrichtete auch als Theorie-, Kompositions- und Orgellehrer am Genfer Konservatorium, und als Leiter grosser Werke der Kirchenmusik war er ebenfalls erfolgreich.

Das kompositorische Werk von Otto Barblan weist drei Höhepunkte auf: im Bereich des volkstümlichen Chorgesangs die Musik zur Calvenfeier (1899), auf dem Gebiet der Kirchenmusik die «Lukaspassion» (1919) und in der Orgelliteratur die Dreiergruppe der Chaconne», der «Passacaglia» und der Bach-Variationen (1909–1917). Oft standen Barblans Werke in Verbindung mit Jubiläumsfeiern; so komponierte er 1909 Chöre und Kantaten zum Calvin-Jubiläum, zur Ilanzer Reformationsfeier, zum 300jährigen Jubiläum der Genfer «Escalade», zur Jahrhundertfeier der Bündner Kantonsschule . . .

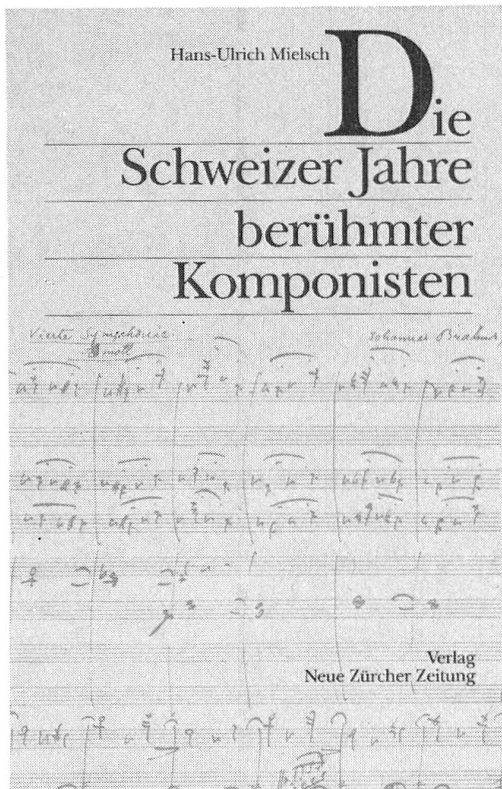
«Das Schaffen und Wirken Barblans scheint in prächtiger Vereinigung von Arbeitskraft, Zähigkeit, Gewissenhaftigkeit, tiefster vater-

ländischer Gesinnung, Volksverbundenheit, Heimatsehnsucht und schöpferischer Inspiration zu einer Gesamtleistung angewachsen zu sein, die dem Engadiner einen ehrenvollen Platz in der neueren schweizerischen Musikgeschichte einräumt.» (Cherbuliez).

Barblans Streichquartett entstand zwar 1908, wurde aber erst 14 Jahre später veröffentlicht. Im Vergleich zu der teils expressive Züge aufweisenden Komposition Paul Juons es etwas «leichter» verständlich. Vor allem der 2. Satz, der mit seinen zehn Variationen auf dem «Gesang des Totenvolkes» aus Barblans «Calvenmusik» basiert, ist sehr eingängig. Das 1983 gegründete Euler Quartett aus Basel verleiht beiden Werken eine ungeheure musikalische Dichte – einmal in tänzerischem Schwung, ein andermal in beinahe schwermütiger Atmosphäre – und erleichtert auf diese Weise nicht nur den Zugang zu etwas Unbekanntem, sondern bereitet dem Zuhörer gleichzeitig ein ungewöhnlich packendes musikalisches Erlebnis.

Kurt Wanner

Rezension



Hans-Ulrich Mielsch
**Die Schweizer Jahre
 berühmter Komponisten**

Gebunden.
 143 Seiten mit 32 s/w-Abbildungen
 Buchverlag Neue Zürcher Zeitung
 Fr. 42.–

Dass fast alle Komponisten in ihrem Leben irgendwann in der Schweiz gewesen seien, wie dies aus dem Vorwort des obgenannten Buches hervorgeht, dürfte wohl leicht übertrieben sein, denn sowohl ein Bach oder Händel, ein Haydn oder Beethoven, ein Schubert oder Schumann – um nur einige der bekanntesten zu nennen – weilten nie in diesem Land. Dies heisst jedoch keineswegs, dass nicht einige der herausragenden Musikschöpfer – vor allem seit Beginn des 19. Jahrhunderts – die Schweiz bereisten, hier des öftern Zuflucht fanden und in diesem Land sogar einige ihrer bedeutendsten Werke schufen. Acht dieser Musiker und ihr hiesiger Aufenthalt werden in der neuen Publikation «Die Schweizer Jahre berühmter Komponisten» des am Genfersee lebenden Sängers und Gesangspädagogen Hans-Ulrich Mielsch vorgestellt: Felix Mendelssohn, Franz Liszt, Richard Wagner, Johannes Brahms, Richard Strauss, Igor Strawinsky, Béla Bartók und Paul Hindemith.

Auf den ersten Blick erinnert dieses Buch sehr stark an eine vor zwanzig Jahren zum gleichen Thema erschienene Publikation von Kurt Pahlen mit dem Titel «Denn es ist kein Land wie dieses», in welcher zusätzlich die Schweizer Aufenthalte Mozarts und Tschai-kowskys verzeichnet sind. Auf Pahlen und sein Werk wird zwar nir-

gends hingewiesen, aber das Fehlen eines wissenschaftlichen Apparates (und sogar eines Registers) ist leider einer der grossen Nachteile des soeben im NZZ-Verlag herausgegebenen Buches, das den Leser zudem anregen möchte, selber «den Spuren dieser Komponisten nachzugehen [...], das eine oder andere der in der Schweiz geschriebenen Werke kennenzulernen und Querverbindungen wahrzunehmen zwischen der Musik und den Umständen, unter denen sie entstand.»

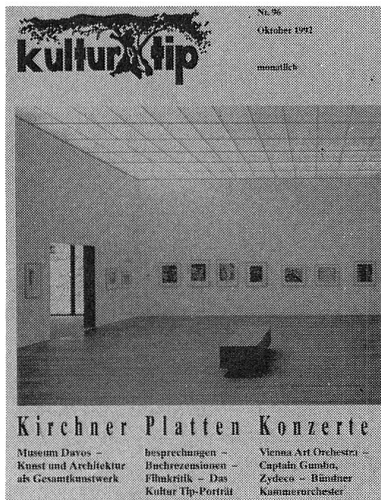
Was Hans-Ulrich Mielsch versteht, ist das Geschichtenerzählen. Seine Porträts sind lebendig und auch für den Laien leicht verständlich geschrieben und enthalten eine Vielzahl an Informationen, die «nicht nur zu einer Wanderung durch die Schweiz, sondern auch zu einer Entdeckungsreise in der Musikgeschichte» einladen möchten.

An dieser Stelle ist es für den «Lokalpatrioten» recht aufschlussreich, inwieweit die meist eher kurzen Bündner Aufenthalte einiger Komponisten (siehe Hauptbeitrag in dieser Monatsblatt-Ausgabe) wiedergegeben werden: Von Béla Bartóks Engadiner Ferienreise vom Jahre 1939, auf die selbst in einer Taschenbuch-Biographie in Wort und Bild hingewiesen wird, ist nichts zu erfahren, und Richard Wagners St. Moritzer Badekur vom Sommer 1853 findet gerade in einem einzigen Satz Erwähnung: «Von St. Moritz aus brach er [Richard Wagner] mit Theodor Herwig [richtig wäre: Georg Herwegh] und einem Führer sogar einmal zu einer Gletscherwanderung ins Rosegtal [sic!] auf.» Etwas ausführlicher wird später auf Richard Strauss und seine Zeit in Pontresina eingegangen, und auch der Hinweis auf das Zusammentreffen zwischen Strauss einerseits und Paul Sacher, Karl Böhm und Willi Schuh andererseits, das 1944 in Sils-Maria stattfand und das letztlich den entscheidenden Anstoss zur Komposition der berühmten «Metamorphosen» für 23 Streicher gab, ist interessant.

Alles in allem: Hier wurde ein Buch herausgebracht, das zwar für jenen Leser, der bis anhin nichts oder nur wenig über die «Schweizer Jahre berühmter Komponisten» wusste, eine recht aufschlussreiche Lektüre darstellt, während es für Leute, die sich in dieser Materie bereits etwas auskennen, kaum von allzu grosser Bedeutung sein dürfte.

Kurt Wanner

Rezension



Kultur Tip – Eine Zeitschrift geht neue Wege

(pd) Zehn Jahre oder genau 94 Nummern sind es her, seit Paul Rostetter (Chur/Sufers), auch als Konzert-Promoter bestens bekannt, den ersten «Kultur Tip» herausgebracht hat. Im Alleingang und unermüdlich hat er dafür gesorgt, dass Kulturinteressierte und Kulturschaffende in den Regionen Graubünden/Sarganserland/St. Galler Rheintal in dieser Zeitschrift eine Fülle wertvoller Hinweise zum aktuellen regionalen Kulturgehen in Erfahrung bringen konnten.

Ein übersichtliches Informationsblatt für kulturelle Veranstaltungen vom Folk-Konzert über den Klavierabend bis zur Kunstaussstellung, vom Freilichtspiel übers Marionettentheater bis zur Filmvorführung, dies soll der «Kultur Tip», der neu von einem Vierer-Team herausgegeben wird, auch in Zukunft bleiben. Geändert hat sich das graphische Erscheinungsbild, und die bereits bestehenden Rubriken wurden ausgebaut. Sie umfassen nun – neben Buchrezensionen und Schallplattenkritiken – u.a. ein Kulturtip-Porträt, in welchem Personen, Institutionen und Projekte vorgestellt werden, die sich in irgendeiner Art kulturell betätigen. In der Oktober-Nummer wird das Churer Platten-Label «Brambus-Records» vorgestellt, das zu den vielfältigsten Tonträger-Produzenten in der Schweiz zählt.

Die Redaktion des «Kultur Tip» ist offen für neue Ideen und interessiert sich grundsätzlich für alles, was sich im regionalen KultUrwald tut. Anregungen, Hinweise und Berichte nimmt sie jederzeit gerne entgegen, Redaktionsschluss ist aber stets am 15. des Vormonats.

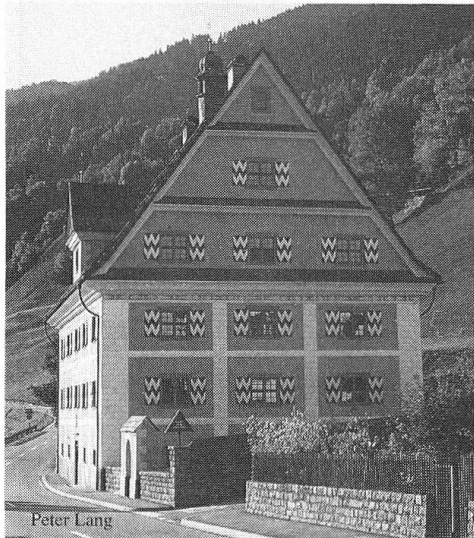
Der «Kultur Tip» erscheint zehnmal jährlich mit einer Doppelnummer Juli/August und Dezember/Januar, momentan in einer Auflage von 600 Exemplaren. Die rund 20 Seiten umfassende und illustrierte Zeitschrift kann nur im Jahresabonnement zum recht bescheidenen Preis von Fr. 20.– über folgende Adresse bezogen werden: Kultur Tip, Postfach 153, 7004 Chur.

Rezension

Les Romanches ou la Quatrième Suisse

Henri Rougier

André-Louis Sanguin



Henri ROUGIER,
André-Louis SANGUIN:

Les Romanches ou la Quatrième Suisse.

Berne; Berlin; Francfort-s. Main;
New York; Paris; Vienne: Lang,
1991.

Wenn zwei französische Geographen und obendrein Universitätsprofessoren sich für die Bündnerromanen (BR) interessieren, ja sogar ein Buch über sie publizieren, wie sollen sich die so «Beschenkten» demgegenüber verhalten? Allein schon die Tatsache, dass Wissenschaftler aus fremden Ländern sich mit der kleinen bündnerromanischen Welt befassen, schmeichelt dem Selbstwertgefühl der BR nicht wenig. Getraut sich da noch jemand, dem geschenkten Gaul genauer ins Maul zu schauen und dabei gar den Eindruck von Undankbarkeit zu erwecken?

Es ist vorweg einzuräumen, dass «Les Romanches ou la Quatrième Suisse» sich in erster Linie an Interessierte aus der Francophonie richtet, und dass die BR nicht zum Zielpublikum gehören. Andererseits brennt man doch darauf zu erfahren, was in französischsprachigen Landen über uns BR geschrieben wird.

Diese legitime Neugier darf uns niemand übelnehmen, ebenso wenig wie die Frage: **Erkennen wir BR uns wieder im Buch von H. Rougier und A.-L. Sanguin?**

Kurze Inhaltsübersicht: Im 1. Hauptteil geht das Buch auf die *Geschichte der Bündnerromanen* (BR) von den Rättern bis zur Gegenwart ein. Das 2. und 3. Kapitel befassen sich mit der *geographischen, wirtschaftlichen und demographischen* Situation der BR, wobei die Ergebnisse der Volkszählung 1980 den Ausgangspunkt dazu bilden. Das 4. Kapi-

tel beinhaltet einen Versuch, das romanische Gebiet in *mehr oder minder bedrohte Zonen* einzuteilen. Das **Schlusskapitel** bespricht *aktuelle Fragen* (Bilinguität, Territorialprinzip, Sprachenartikel 116 der BV, Rumantsch Grischun) und gibt Ratschläge für die Bewältigung der nahen Zukunft.

Im Vorwort umschreiben die Autoren ihr Ziel wie folgt:

«... das hier vorgelegte Werk will über die bis anhin üblichen, ausschliesslich unter dem literarischen, philologischen und juristischen Gesichtspunkt verfolgten Analysen der romanischen Frage hinausgehen. – Dieses Buch versucht auch, den Romanen den ihnen zustehenden legitimen Raum innerhalb der Studien über Minderheiten in Europa zuzugestehen.» (S. 7, Übers. C.V.)

Die Leistung des Buches liegt m.E. tatsächlich in der **Aufbereitung und graphischen Darstellung der Ergebnisse der Volkszählung 1980**: Die zahlenmässig/prozentuale Verteilung der bündnerromanischen Bevölkerung auf die Bündner Gemeinden wird besprochen, ihre Altersstruktur und deren Bezug zum ökonomischen Umfeld. Aufgezeigt wird auch die Aufteilung der beruflichen Aktivitäten der BR auf den Primär-, Sekundär- und Tertiärsektor und die sich daraus ergebenden demographischen Folgen. Ein weiteres Kapitel ist dem Verhältnis der BR zum Tourismus gewidmet.

Zwar wird dabei kaum grundlegend neues zutage gefördert, doch soll den Autoren zugute gehalten werden, dass dies im Hinblick auf das Zielpublikum auch gar nicht angestrebt war. Das Buch sollte in erster Linie ja dem interessierten Francophonen Einblick in die bündnerromanischen Sprachverhältnisse vermitteln.

Zur *wirtschaftlichen Situation der BR* ist folgendes zu lesen:

«... die Rätoromanen unterscheiden sich von den restlichen ethnischen Komponenten des Kantons im Bezug auf ihr demographisches Verhalten und ihre wirtschaftliche Aktivität.» (S. 94, Übers. C.V.)

Fünf Seiten weiter unten:

«... es ist angebracht daran zu erinnern, dass die Wirtschaft in Graubünden einen globalen Charakter aufweist: die verschiedenen Komponenten nehmen keine Rücksicht auf die Zugehörigkeit ihrer Beteiligten zu dieser oder jener ethno-linguistischen Gruppe.» (S. 99, Übers. C.V.)

... und schliesslich auf Seite 137:

«Was die touristische Entwicklung angeht, zeigt sich folglich eine starke Verschachtelung der romanischsprachigen Gemeinden innerhalb von regionalen Einheiten, die über die sprachliche Verteilung der Bevölkerung hinausgehen. Man kann nicht wirklich davon ausgehen, dass die romanische Bevölkerung eine spezifische Haltung («attitude spécifique») dem Tourismus gegenüber ein-

nimmt. Diese Feststellung scheint uns übrigens für die Gesamtheit der wirtschaftlichen Aktivitäten Gültigkeit zu haben.» (S. 137, Übers. C.V.)

Leider sind diese widersprüchlichen Aussagen keine Einzelfälle; das Buch ist in seiner ganzen Länge von unzähligen peinlichen Fehlern durchsetzt, die seine Leistungen fast völlig vergessen machen. Hier nur einige Beispiele:

In Karte 12 (S. 78) ist unmittelbar *westlich der Roffla-Schlucht* eine sutselvische Sprachinsel eingezeichnet: Es kann sich hier von der geographischen Lage her nur um Sufers handeln!

In Graphik 22 zur Altersstruktur der bündnerromanischen Gemeinden (S. 106) ist bei einer Vielzahl von Eintragungen nicht klar, worauf sie sich beziehen. Es ist anzunehmen, dass die Angaben zu den fehlenden Gemeinden (etwa Trun, Breil, Sumvitg, Scuol . . .) irgendwo unter den «anonymen» Punkten zu finden wären.

Zum Verhältnis Sprache – Religion:

«Die Erhaltung eines zahlenmässig bedeutenden Bauernstandes steht in Beziehung mit der Rolle der katholischen Religion (sic) und der althergebrachten wie auch gegenwärtigen Bedeutung der Benediktinerabtei von Mustér/Disentis.» (S. 121, Übers. C.V.)

und weiter unten:

«Daher kommt unsere Überzeugung, dass die gegenwärtige Vitalität der wichtigsten Widerstandszellen des Romanischen [Val Müstair (sic) und Surselva, Anm. C.V.] im innersten («intime-ment») mit dem Einfluss der Religion verbunden ist. Ganz besonders in der Cadi scheinen der religiöse Eifer und die Verbundenheit mit dem Sursilvan eine synergetische Einheit zu bilden.» (S. 158, Übers. C.V.)

Es dürfte weitaus einfacher sein, solch waghalsige Behauptungen in die Welt zu setzen als stichhaltige Beweise dafür zu erbringen . . .

Anscheinend ist den Autoren auch die Funktion der *Società Retorumantscha* (SRR) nicht klar, wenn sie ihre Rolle als «*essentiellement littéraire*» (S. 198) bezeichnen, obwohl sie auf Seite 199 eine komplette Liste der SRR-Publikationen anführen – offenbar ohne jemals darin geblättert zu haben. Nur so kann es den beiden französischen Wissenschaftlern entgangen sein, dass die **SRR die Anlaufstelle für die wissenschaftliche Erforschung des BR** ist. Auch die *Romania* und die *Renania* werden verwechselt (S. 198/199).

P. Flurin Maissen hat nie ein «centre culturel de Pleiv» (S. 154) gegründet und das «program da Rumein» der Fundaziun Retoromana hat nie und nimmer die «Verstärkung und Ausbreitung des Rumantsch Grischun (RG)» und die «Gründung einer romanischen Tageszeitung» gefordert (S. 207).

Zum komplexen *Verhältnis Idiome* — *Rumantsch Grischun*:

«Wenn man um die Todesdrohung weiss, die über der romanischen Sprache lastet und um ihre Behinderung durch fünf regionale Varianten, so hat die Bewahrung der Standardsprache Rumantsch Grischun Vorrecht vor derjenigen der lokalen Dialekte.» (S. 213, Übers. C.V.)

Dürfen solche dilettantischen Einschätzungen und ungezählte weitere, hier unerwähnt gebliebene substantielle Fehler mit der eingangs geschilderten Situation entschuldigt werden?

Es kann m.E. nicht angehen, dass — für ihre Verhältnisse — recht gute Kenner der bündnerromanischen Sprachverhältnisse sich so weit versteigen, gleichsam als Experten Bücher zu publizieren, welche der komplexen Wirklichkeit nicht gerecht werden.

Das Bild verdüstert sich noch mehr, wenn man berücksichtigt, dass namhafte Kenner der bündnerromanischen Verhältnisse im Auftrag der Lia Rumantscha das Manuskript durchgesehen und den Autoren eine — ohne Übertreibung — **Masse an Verbesserungsvorschlägen** unterbreitet haben, und dass bei der Endfassung schliesslich nur ein Bruchteil davon berücksichtigt worden ist . . .

Das Vorhaben der Autoren, den frankophonen Lesern einen variablen Zugang zu den Bündnerromanen zu eröffnen, muss in der vorliegenden Form als gescheitert bezeichnet werden.

Schade. Die Chance ist vertan. Die nächste dieser Art wird so bald nicht kommen.

Claudio Vincenz, Zignau